Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 17 (1941-1942)

Heft: 26

Artikel: Schneebiwak einer Skikompagnie

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-712055

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Küchenchef

(-g.) Es gibt Soldaten, die erwähnen in der Rangordnung auf der gleichen Höhe des Hauptmanns auch den Küchenchef. Damit wollen sie sich keineswegs eines frevelhaften Eingriffes in die streng festgelegten Normen der militärischen Ranghierarchie schuldig machen, sondern lediglich zeigen, was für eine ungeheure Wichtigkeit sie der Tätigkeit eines «Chuchitigers» beimessen.

«We dr Houpme u dr Chuchischeff rächt sy, de ma mes im Dienst verlyde!» lautet der Wahrspruch einer Berner Einheit. So wird es wohl überall sein. Der Hauptmann sorgt für das körperliche und seelische Wohl, der Fourier für das finanzielle und der Küchenchef für das leibliche. Und weil bekanntlich auch beim Militär aller guten Dinge drei sind, so läßt sich die Stimmung der Truppe eben nach den erwähnten drei Faktoren beurteilen. Eher sind die Mannen geneigt, auf den Besuch des Herrn Regimentskommandanten zu verzichten, als auf die Tätigkeit des Küchenchefs und eher lassen sie einen «Türgg» ausfallen als den Morgenkakao. Dies dürfte als Beweisführung für die Wichtigkeit des Küchenchefs genügen.

Nicht selten nennt man den Küchenchef und seine «chefs de partie» innerhalb der Kompagnie den «Kleinen Völkerbund». Denn die fünf oder sechs Mann um den Kochkessel halten zusammen wie Pech und Schwefel. Das ist gut so. Je dicker die Küchenfreundschaft, desto besser das Essen. Es wäre schon aus diesem Grunde empfehlenswert, der Küchenmannschaft größtmögliche Schonung angedeihen zu lassen. Denn werden sie mal zu Recht oder Unrecht erzürnt und gereizt — dann spürt man dies eben am «Fraß».

Der Küchenchef hat wohl einen überaus wichtigen, aber keineswegs einen bevorzugten und etwa gar leichten Posten. Seine Arbeit ist wie kaum eine andere anstrengend und umfangreich. Von der Frühe des Morgens bis spät am Abend gilt seine Sorge dem Essen — der genügenden Verpflegung. Beim ersten Hahnschrei steht er auf, um Kakao oder Kaffee anzubrühen, der Vormittag gilt alsdann der Bereitung des Mittag- und der Nachmittag des Abendessens. Wenn andere Feierabend haben, dann rumort es meistens in der Küche noch heftig, denn es müssen Kessel und Kisten geputzt, Holz gespalten und das «mise en place» für den kommenden Tag bereitet werden.

«Was git's hüt?» — «Qu'y a-t-il aujourd'hui?» — «Che cosa c'è oggi?» (Z.-Nr. VI B 9596.)

Küchenchefs müssen aber auch über das nötige Können und die nötige Phantasie verfügen, um das Essen für die Truppe schmackhaft und abwechslungsreich zu gestalten. Wer für Soldaten kocht, der weiß genau, daß da ganze und saubere Arbeit geleistet werden muß. Zwischen einem Chef im Grand Hotel und dem Kompagnie-Küchenchef bestehen da keinerlei Unterschiede. Der Krieg zeigt ferner, wie ungeheuer wichtig es ist, daß die kämpfende Truppe dauernd mit Essen versorgt wird. Das weiß auch der Feind und aus diesem Grunde richtet er sein Feuer mit Vorliebe auf anfahrende Gulaschkanonen oder Essenholer. Küchenchef sein ist also nichts weniger als ein «Druckposten». Neben genauer und harter Arbeit verlangt er im Ernstfall noch eine gehörige Portion Mut.

Daß einem Küchenchef hin und wieder auch mal etwas «abverheien» kann, ist klar. Die Mannen sorgen dann schon dafür, daß er's in gebührender Form vernimmt. In der Regel ist der «Chuchitiger» aber geeicht und schert sich nicht um die Spötteleien und Witze.

Sprichwörtlich ist auch die Wut und der schnell hochlodernde Zorn der Chefs. Das ist scheint's ebenfalls eine Eigenschaft, die überall, auf der ganzen Welt dort anzutreffen ist, wo Männer in der Küche stehen. Doch das soll unsere geringste Sorge sein — wesentlich ist ja nur, daß der «Spatz» gelingt!

«He Scheff, was git's hüt zum Mittagesse?»

«Geit di nüt a!»

«So dasch rächt, mach ume daß es guet wird!»

Schneebiwak einer Skikompagnie

0300 hat es heute Alarm gegeben. Bereits eine Stunde vorher war ein Zug in aller Stille geweckt worden, um dann sogleich zur Feindmarkierung abzumarschieren. Demzufolge ahnten wir, um was es heute gehen sollte: Gefechtsübung auf Gegenseitigkeit. Auffallend viel Verpflegung wurde uns mitgegeben. Gegen Abend kannten wir die Ursache dieser Anordnung.

Jetzt, um 1615, liegen wir auf 2600 m Höhe in unsern Stellungen. Wir haben sie vor knapp zwei Stunden in einem Bergsattel bezogen, als wir plötzlich von der Seite aus einer Felspartie angeschossen wurden.

— Der Feuerüberfall ist abgewehrt. Jagdpatrouillen sind nach vorn, wie auch in die Flanken ausgeschickt zur Feindrekognoszierung.

Rechts drüben, in unübersichtlichem Gelände, scheint allerhand los zu sein. Schuß um Schuß knallt herüber, hin und wieder knattert ein leichtes Maschinengewehr. Wir liegen still in unsern Stellungen, um uns nicht durch Bewegung zu verraten. In unsern weißen Windschutzanzügen sind wir für den Gegner kaum zu erkennen.

Um 1655 läuft von Stellung zu Stellung die Meldung: «Die Kompagnie bleibt über Nacht hier. Biwak graben.»

Zwei Mitrailleure meiner Maschinengewehrgruppe bleibn bei unserm Mg., um jederzeit Abwehrfeuer schießen zu können. Mit den restlichen vier Mann grabe ich vorerst nach rückwärts den Hang hinunter einen kurzen Laufgraben. Wir dürfen unser Biwak nicht dem Gratwind aussetzen. Dann beginnt der eigentliche Biwakbau.

Mitr. Glauser frägt, ob er «tauchen» dürfe, was ich ihm gerne gestatte, ist dies doch die unangenehmste Aufgabe beim Bau eines Biwaks. In unserer Skisoldatensprache ist der Taucher jener, der sich wie ein Maulwurf kopfvoran in den Schnee hineingraben muß, um so ein 3 Meter langes «Kanonenrohr» zu schaufeln. Es soll gerade genug Raum bieten, daß ein Mann durchschlüpfen kann, ein zu weites Rohr ließe die Kälte zu sehr eindringen. Nach diesen 3 Metern wird nach links

oder rechts ausweitend der Unterkunftsraum gegraben. Dabei bleibt nichts anderes übrig, als den in diesem Raum frei werdenden Schnee durch das Kanonenrohr hinauszuschaufeln, wobei ein Mann, im Kanonenrohr drin liegend, den von innen her in das Rohr geworfenen Schnee mit der Iselinschaufel an seinem Körper vorbei an das äußere Rohrende befördert, wo er von einem Außenstehenden weggeschafft wird. Diese Maulwurfsarbeit des Tauchers ist sehr anstrengend. Ich rechne es meinem Mitr. Glauser hoch an, daß er sich zu dieser Arbeit freiwillig meldet.

Unser ganzer Biwakbau muß möglichst unauffällig vor sich gehen, damit evtl. feindliche Beobachter unsere Absicht, die Nacht hier zuzubringen, nicht erkennen können, sonst haben wir in der Nacht bestimmt einen Feuerüberfall zu erwarten.

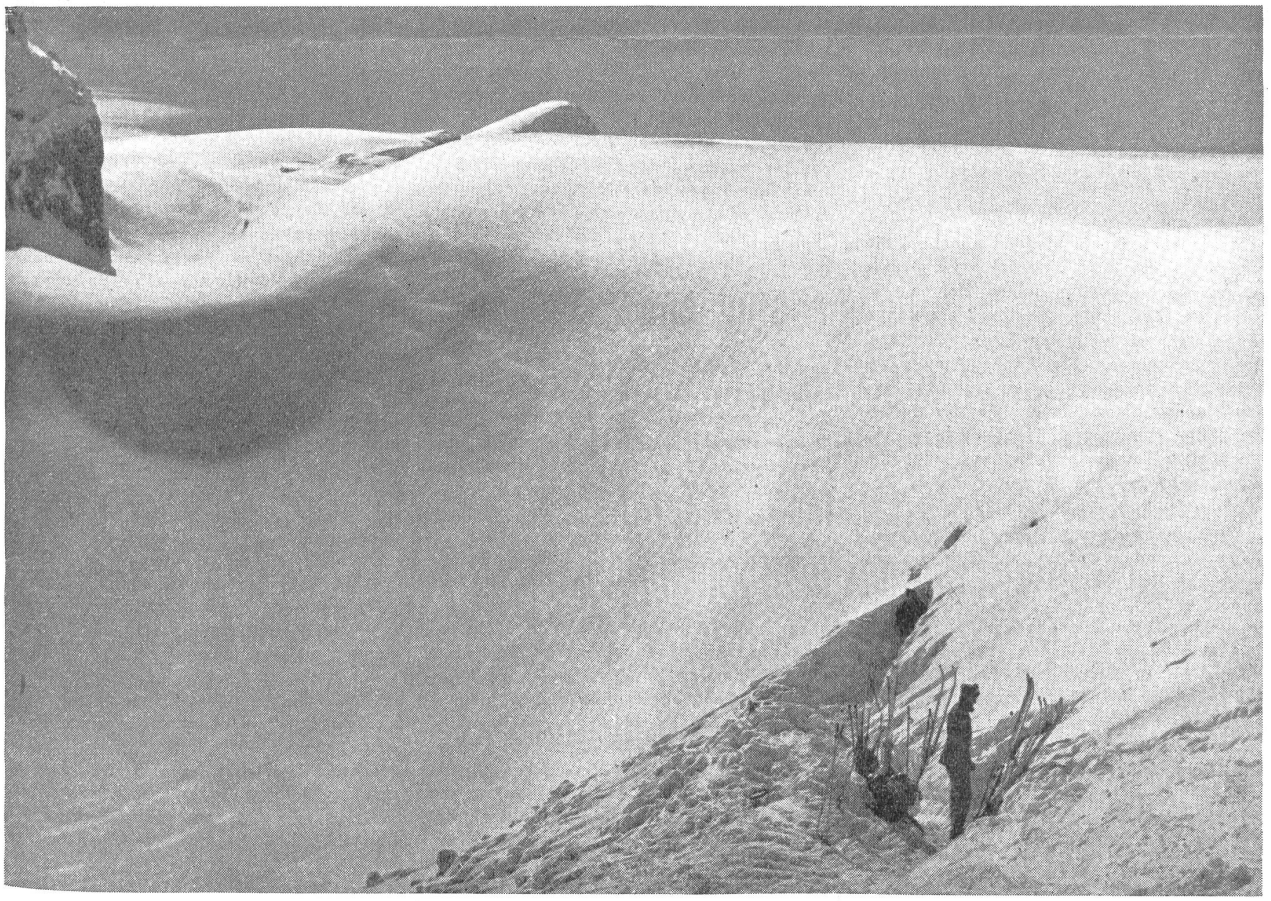
Mit Einbruch der Dämmerung kommt ein beißender Wind auf, die Temperatur sinkt merklich. Im Kanonenrohr und 3 Meter im Schnee drinnen graben meine Mannen wie wild. Sie wollen nicht, daß die Rucksäcke, die vorderhand noch in Reih und Glied in unserer weißen Unterkunft liegen, im eisigen Nachtwind steinhart gefrieren. Unser Speck, der unsere Mittagsverpflegung bildet, war ohnehin zu einem Stein erstarrt. Einer meiner Leute meinte scherzhaft, dies sei erst eingetreten, als der feindliche Feuerüberfall erfolgte.

«Verputz»-Arbeiten am Kanonenrohr. — Travaux de nettoyage d'un tube de canon. — Lavori preparatori di pulizia alla canna di un cannone. (Zens.-Nr. VI B 4945.)

— Jetzt ist die Wühlarbeit beendet. Der Innenausbau unseres «Chalet Eisbär» beginnt. Wir Außenstehende stekken Ski und Skistöcke ins Kanonenrohr — von unsichtbarer Hand werden sie dann ins Innere der großen Gwächte, die uns so liebenswürdig Unterkunft bietet, gezogen. Dann kriechen wir, einer nach dem andern, jeder seinen Rucksack vor sich her schiebend, in unsere weiße Wohnung.

's ist auch höchste Zeit, daß wir «unter Dach» kommen — denn immer toller jagt draußen der Wind. Es trifft denn auch, während wir uns im Biwak häuslich einrichten — vom Kompagniekommando der Befehl ein, daß die Außenwachen halbstündlich abzulösen seien.

Bald sitzen wir dicht nebeneinander in unserer kühlen, doch sonst recht gemütlichen «Wohnung» und ein jeder kramt mit klammen Händen seine Verpflegung aus dem Rucksack. Es bedarf etwelcher Mühe, um die gefrorenen Schnallen zu öffnen. Sogar etwas Warmes gibt's: Wer vom Wachestehen zu-



Eingang zum Schneebiwak in der Wächte eines Schneekammes. — Entrée d'un bivouac dans la neige. — Entrata di un bivacco nella neve. (Zens.-Nr. VI B 9591.)

Dank Schlafsack und Windschutz-Anzug ist die Nachtruhe im Schneebiwak erträglich. — Grâce au sac de couchage et à l'habit «Protector» le bivouac dans la neige est supportable. — Con un sacco dormitorio ed un buon abito antivento si può passare bene la notte anche in un bivacco invernale. (Zens.-Nr. VI H 4942.)

rückkommt, erhält zur Begrüßung eine Tasse Tee mit richtigem Zucker drin.

Dann nickt bald dieser, bald jener für einige Minuten ein. Mitr. Glauser, der sich heute so tapfer zum Tauchen gemeldet hat, schlummert wie daheim im Bett. Wir vereinbaren, daß wir ihn überspringen, wenn die Reihe an ihm wäre, die Außenwache zu übernehmen.

— Draußen kracht ein Schuß. Trotzdem wir tief im Schnee vergraben liegen, haben wir den dumpfen Knall noch recht deutlich vernommen. Wir sind mit einemmal alle wach. Keiner spricht ein Wort. Wir lauschen gespannt. Die Uhr zeigt 2315. — Wieder das trockene Knallen eines Schusses. — Schon wieder einer. — Alarm! Ich nehme meinen Karabiner und kopfvoran geht's durch das Kanonenrohr hinaus. Meine Leute folgen dichtauf. Draußen liegt gleißender Mondschein auf den verschneiten Bergen. Der beißend kalte, scharfe Wind hat alle Wolken verjagt.

Nach kurzem Feuergefecht ist die «feindliche» Patrouille verjagt. Sie muß aus tüchtigsten Leuten zusammengesetzt sein. Es braucht abgehärtete Körper, zähen Willen und ein kräftiges Maß Kühnheit, um nach harter Tagesarbeit in diesem Wetter den Anforderungen eines Patrouillenunternehmens gewachsen zu sein. Die jagende Bise läßt einen kaum Atem schöpfen, sie treibt den aufgewirbelten Schnee hart über dem Boden dahin — lose Schneefahnenfetzen bildend, die fliehende Schatten in das gleißende Weiß der mondbeschienenen Schneelandschaft werfen. Unendlich schön, fast beängstigend schön ist diese rauhe Welt.

Noch einmal blitzt — wie als Abschied der sich zurückziehenden «feindlichen» Patrouille — hoch oben an einem steilen Felsband ein Schuß auf. Dort oben hängt, vom Mondenschein leuchtend umwoben — eine steile Schneefahne über die Felsen hinaus. Unsere Gegner werden einen harten Kampf gegen den Wind und das Schneetreiben zu bestehen haben. Fast möchte man den braven «Feinden» gut Glück wünschen.

Dann wird's still in unsern silbern glänzenden Bergen — nur das dumpfe Orgeln des Windes dringt noch an unser Ohr.

Einen letzten, ehrfürchtigen Blick in die herrliche, vom Mondenschein verzauberte Bergwelt — dann treibt uns der beißende Wind in unsere Schneelöcher zurück, wo wir Skisoldaten Erholung suchen, um für den neuen, harten Tag gefaßt zu sein. A. Sch.

Das 29. Bulletin der „Grande Armée"

Es sind nun 129 Jahre verflossen, seit der geschlagene Napoleon das berühmte 29. Bulletin diktiert hat. Er hatte es lange verstanden, die für ihn unvorteilhafte Lage durch nichtssagende Meldungen zu verschleiern. So wurden die Verluste des Heeres im 28. Bulletin, das am 11. November aus Smolensk abging, mit nur 3000 Zugpferden und etwa 100 Pulverwagen angegeben.

Auch die vorhergehenden Heeresberichte entsprachen nicht den Tatsachen. Sie erweckten alle den Eindruck, die Armee sei noch schlagkräftig genug, daß sie in kürzester Zeit den Frieden erzwingen könne. Dabei war Napoleons Schicksal längst entschieden. Die Große Armee bildete schon in jenen Tagen nur noch einen Haufen disziplinloser, elender Soldaten. Kälte, Hunger und Uebermüdung rafften täglich Tausende von Mann und Roß dahin, während die Reste von den Kosaken getrieben, nach Westen flohen.

Als Napoleon am 3. Dezember in Malodeczno eintraf, erreichten ihn Eilboten aus Paris, die ihm das Umlaufen nachteiliger Gerüchte mitteilten. Frankreich harrte ängstlich auf Kunden aus dem Osten. Seit dem Brande von Moskau schwebte ganz Europa im Ungewissen über den Verlauf der Operationen. Man sprach davon, daß Napoleon umgekommen sei, flüsterte von großen Verlusten und Niederlagen und das Wort Talleyrands, daß dies der Anfang vom Ende sei, machte die Runde.

Nun entschloß sich Napoleon, mit anscheinender Aufrichtigkeit, seine Lage selbst zu schildern, damit doch wenigstens ein Teil des Elendes verschwiegen bleibe. Er tat dies durch das 29. Bulletin vom 3. Dezember 1812. Wir zitieren hier einige Auszüge aus dem 6 Seiten umfassenden Bericht. Die Geschichte kann kein zweites Dokument nennen, das einen so tiefen, so welterschütternden Eindruck auf Millionen von Menschen machte, wie dieses 29. Bulletin. Die Augen der Völker verschlangen es, und alle sagten sich, daß nun die Stunde gekommen sei, die da strafe und räche.

Neunundzwanzigstes Bulletin der Großen Armee.

Malodeczno, den 3. Dez. 1812.

«Bis zum 6. November ist das Wetter vortrefflich gewesen und die Bewegung des Heeres ist mit gutem Erfolg ausgeführt worden. Die Kälte hat den 7. angefangen; von diesem Augenblicke an haben wir jede Nacht mehrere hundert Pferde verloren. Bei der Ankunft in Smolensk hatten wir schon viele Kavallerie- und Artilleriepferde eingebüßt.

Die russische Armee aus Vollhynien stand unserm rechten Flügel gegenüber. Unser rechter Flügel verließ die Operationslinie von Minsk und nahm zum Pivot seiner Operationen die Linie von Warschau an. Der Kaiser erfuhr den 9. in Smolensk diesen Wechsel und vermutete alsbald, was der Feind tun würde. So hart es ihm auch schien, in einer so schrecklichen Jahreszeit sich in Bewegung zu setzen, so machte es doch die neue Lage notwendig. Er hoffte in Minsk oder wenigstens an der Beresina noch vor dem Feinde anzukommen. Er brach den 13. aus Smolensk auf; den 16. übernachtete er in Krasnoi. Die Kälte, die den 7. angefangen hatte, nahm plötzlich zu und vom 14. zum 15. und zum 16. stand das Thermometer 16 und 18 Grad unter dem Gefrierpunkt. Die Wege wurden mit Glatteis überzogen. Die Kavallerie-, Artillerie- und Trainpferde fielen alle Nächte zu Tausenden. Mehr als 30 000 Pferde kamen in wenigen Tagen um; unsere Kavallerie war gänzlich unberitten, unsere Artillerie und Transportfuhrwerke befanden sich ohne Bespannung. Es mußte ein großer Teil unserer Geschütze und unserer Kriegs- und Mundvorräte zerstört werden.

Diese am 6. noch so schöne Armee war den 14. schon ganz anders, fast ohne Kavallerie, Artillerie und Transportmittel. Ohne Kavallerie konnten wir nicht eine Viertelstunde weit ausspähen; aber ohne Artillerie durften wir nicht stehen bleiben und den Feind erwarten, um eine Schlacht zu wagen; man mußte marschieren, um nicht zur Schlacht gezwungen zu werden, die der Mangel an Munition uns nicht wünschenswert machte. Man mußte einen gewissen Raum einnehmen, um nicht umgangen zu werden, und dies ohne Kavallerie, welche die Kolonnen umschwärmt und verbunden hätte. Diese Schwierigkeit machte, in Verbindung mit einer plötzlich eingetretenen Kälte, unsere Lage schlimm. Menschen, welche die Natur nicht genügend gestählt hatte, um über alle Wechsel des Schicksals und des Glückes erhaben zu sein, verloren ihren Frohsinn und

Die Armbrust bürgt für Schweizerware